Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?

Predigt zum 15. Sonntag i. J.: Dtn 30,9c-14; Kol 1,15-20; Lk 10, 25-37

Was könnten für unsere Zeit die wichtigsten Worte aus den Schrifttexten des heutigen Sonntags sein? Die meisten würden wohl auf eins der Worte Jesu tippen. Ich möchte ein anderes nennen, nämlich die Frage des Schriftgelehrten: „*Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?*“ Sie ist so wichtig, weil sie den weitaus meisten Menschen in unserem Land restlos abhandengekommen ist. Volkstümlich lautet sie: *Was muss ich tun, um in den Himmel zu kommen?* Aber das interessiert kaum mehr. Schon eher: *Wie kann ich mir ein Stück „Himmel“ hier auf der Erde bauen?* Aber was nach diesem Leben kommt, wenn überhaupt etwas kommt, ist für viele heute ohne jeden Belang. Jedenfalls kann ich diese Erfahrung in vielen Trauergesprächen machen.

Vielleicht können wir etwas mehr mit der Frage anfangen, wenn wir sie ein wenig anders formulieren. Denn eigentlich meint sie dasselbe wie: *Was muss ich tun, damit mein Leben gelingt? Damit ich am Ende sagen kann: Es war ein vielleicht auch schweres, aber doch letztendlich ein gutes, ein gelungenes Leben?*

Doch nach welchen Kriterien soll dies beurteilt werden? Manche sagen: *Eigentlich ist es egal wie ich lebe – ich muss nur vor mir selbst bestehen können.* Aber reicht das? Auch bei jemandem wie Putin ist vorstellbar, dass er morgens vor dem Spiegel steht, sich auf die Schulter klopft und sagt: *Wladimir, du bist ein toller Kerl. Was du so machst, ist alles goldrichtig.* Die blinden Flecke, die wir in Bezug auf uns selbst haben, hindern, dass wir uns selbst objektiv beurteilen.

Ebenso wenig kann genügen, vor den Mitmenschen zu bestehen. Denn erstens werden in der Regel deren Urteile über einen anderen Menschen unterschiedlich ausfallen. Und zweitens kennen auch sie nur einen Bruchteil von uns, so dass auch sie kein letztgültiges Urteil über das Gelingen oder Nicht-Gelingen eines Lebens haben können.

Und so gibt es am Ende nur einen, der einen jeden von uns durch und durch kennt: Gott. Er ist der Eine, auf den es schlussendlich ankommt; der Eine, vor dem ich einmal bestehen muss. Und damit landen wir doch wieder bei der Frage des Schriftgelehrten: „*Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?*“

Wie ein guter Lehrer stülpt Jesus ihm nicht eine Antwort über, sondern fragt, was er selbst über seine Frage denkt. Und wird nicht enttäuscht: Gott lieben mit ganzem Herzen und den Nächsten wie sich selbst, schlägt der Schriftgelehrte als Weg zum ewigen Leben vor – eine Antwort, die er vielleicht schon einmal von Jesus selbst gehört hatte und überzeugend fand.

Der erste Teil dieser Antwort ist heute alles andere als selbstverständlich. An Gott glauben und ihn auch noch lieben? Kommt gar nicht in Frage! Ich will mir von niemandem in mein Leben reinreden lassen, auch von Gott nicht. Autonom und selbstbestimmt möchte ich sein. Da steht Gott nur im Wege. Und wenn dann noch gesagt wird, im Namen Gottes sei schon so viel Gewalt geübt worden, erscheint es nur konsequent, ihn beiseite zu tun. Denn so betrachtet, ermöglicht er nicht das Gelingen meines Lebens, sondern verhindert es.

Nun ist dieser Einwand nicht ganz von der Hand zu weisen. Tatsächlich gibt es Gottesbilder, die Menschen krank machen und vergiften, z. B. indem sie Angst verursachen; indem sie aus Gott einen „Kontrollfreak“ machen, der nur darauf wartet, dass ich etwas falsch mache und zack, ist er zur Stelle, um jeden noch so kleinen Fehler zu bestrafen; die aus Gott jemanden machen, der zu Gewalt anstiftet, Terror gegen Ungläubige rechtfertigt, etc. Von einem solchen „Gott“ kann man sich nur mit Grauen abwenden, nein, man *muss* es. Denn er lässt Leben in der Tat nicht gelingen, sondern zerstört das eigene Leben und das vieler anderer.

Doch wie gut, dass das Doppelgebot der Liebe zwei Teile hat. Denn der zweite Teil wirkt wie ein Gegengift zu allen vergifteten Gottesbildern: die Liebe zum Nächsten. Und zwar deshalb, weil hier nicht zwischen Gläubigen und Ungläubigen, Menschen des eigenen Volkes und Menschen anderer Völker, zwischen Rasse, Klasse, Geschlecht, Sprache und Nation unterschieden wird, sondern der Nächste unterschiedslos jeder Mensch sein kann. Dieser Gott, den wir lieben sollen, schließt niemanden von seiner Liebe aus. Er liebt nicht unbedingt, was wir tun, wohl aber uns als seine Geschöpfe. Ein Gott aber, der liebt und zur Liebe auffordert, kann niemals ein Hindernis für das Gelingen meines Lebens sein, vielmehr ist er es, der dieses Gelingen ermöglicht.

Nun scheint der Schriftgelehrte kein Problem mit dem ersten Teil seiner Antwort zu haben, sondern mit dem zweiten: „*Wer ist mein Nächster?*“, fragt er. *Wirklich jeder Mensch ohne Ausnahme? Oder darf man auswählen? Und damit auch Menschen ausschließen?*

Zum Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das Jesus daraufhin erzählt, hat einen Monat vor seiner Ermordung, am 4. März 1968, Martin Luther King, der große Baptistenpastor des gewaltlosen Protestes gegen den Rassismus in Amerika, eine Predigt gehalten. Unter anderem sagte er: „Ich stelle mir vor, dass die erste Frage des Priesters und des Leviten lautete: ‚Wenn ich anhalte, um diesem Mann zu helfen, was wird dann mit mir geschehen?‘ Aber der barmherzige Samariter in seiner Besorgnis kehrte die Frage um: ‚Wenn ich nicht anhalte, um diesem Mann zu helfen, was wird dann mit ihm geschehen?‘ Der barmherzige Samariter war gefährlich selbstlos.“

Mir scheint, Martin Luther King benennt hier das Geheimnis aller wahren Menschlichkeit; jenes Geheimnis, das befähigt, dem anderen ein wahrhaft Nächster zu werden. Es ist die Fähigkeit, sich in den anderen und seine Situation hineinzuversetzen, die Dinge aus seiner Perspektive zu betrachten. In dem Augenblick, in dem ich also nicht nur meinen Standpunkt gelten lasse, sondern den Standpunkt des anderen in meine Beurteilung einer Sache, einer Situation, eines Verhaltens, etc. einbeziehe – genau das meint das Wort *Empathie* – beginne ich schon, dem anderen ein Nächster zu werden.

Ich möchte es an zwei Beispielen erläutern. Man stelle sich vor, viele Palästinenser wären bereit, sich hineinzuversetzen in die Lage der Israelis, und umgekehrt würden sich viele Israelis in die Lage der Palästinenser versetzen – wir können sicher sein, dass es den Krieg zwischen beiden nicht gäbe.

Mit dem zweiten Beispiel nehme ich ein hochsensibles Thema auf, nämlich die in diesen Tagen wieder aufgeflamnte Thematik der Abtreibung. Entzündet hat sie sich an einer der Kandidatinnen für das Bundesverfassungsgericht. Die Thesen der Juristin Brosius-Gersdorf laufen darauf hinaus, dass der Gesetzgeber Abtreibungen nicht nur bis zur 12. Schwangerschaftswoche, sondern bis zur Geburt erlauben sollte. Im Sinne des Gesagten würde ich mir wünschen, dass Brosius-Gersdorf und viele andere bereit wären, sich einmal für nur fünf Minuten ernsthaft in jenes Wesen hineinzuversetzen, das wir alle einmal waren: ein Embryo, ein ungeborenes Kind. Stellen wir uns nun vor, wir könnten dieses Kind fragen: *Was willst eigentlich du?* Und stellen wir uns schließlich vor, das Kind könnte antworten. Würde seine Antwort nicht ungefähr so lauten: *Bitte, lass mich am Leben! Nimm mir nicht das Leben, das du mir doch schon geschenkt hast! Lass zu, dass ich eine Geschichte haben darf auf der Erde, so wie du und so viele andere auch! Sei als meine Mutter (und als Vater) eine barmherzige Samariterin (ein barmherziger Samariter), die mir trotz der schwierigen Umstände ermöglicht zu leben!*

Zuletzt will ich noch einen Blick auf die 2. Lesung werfen. Da heißt es: „*Das Wort ist dir ganz nahe, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten.*“ Es ist ein Wort zur Beruhigung jener oben beschriebene Angst, Gott würde heteronom, d.h. wie ein Gehorsam einfordernder äußerer Gesetzgeber in mein Leben hineinregieren. Hier wird gesagt: Alles, was Gott in den 10 Geboten und Jesus in der Bergpredigt sagt, ist letztlich tief verwurzelt in unseren Herzen. Es ist letztlich genau das, was wir eigentlich und im tiefsten wollen. Ich nehme noch einmal Putin als Beispiel: Stellen wir uns auch das einmal vor, er wäre bereit, sich für einige Minuten zu besinnen und tief in sich hineinzuhorchen, ob er es denn wirklich wolle, dass so viele Menschen unter seinem Krieg so furchtbar leiden. Ich bin sicher, er hätte die Chance, zu spüren, dass er es im Grunde selbst nicht will. Aber es wird wohl real nie zu einer solchen Selbstbesinnung kommen, weil er sich selbst schon viel zu sehr zu einem furchtbaren Gefangenen seines bösen und menschenverachtenden Tuns gemacht hat. Das Böse, das Menschen tun, kann zu einem Abgrund werden, der sie fast unüberwindlich von ihrem eigentlichen und tiefsten Wollen und Sehnen trennt. Allein Gottes Gnade kann diesen Abgrund überwinden, wenn, ja wenn ein solcher Mensch nur will; denn seine Freiheit wird Gott niemals antasten.

Von Herzen wünsche ich uns allen, dass wir versuchen, Gott zu lieben und einander „barmherzige Samariter“ zu sein. Wenn wir versuchen, das zu leben, ist dies unfehlbar ein Weg zum Gelingen unseres Lebens und zum Gewinn des ewigen Lebens gelingt.

Bodo Windolf